

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Der Obrigkeitsstaat als Dienstleister

Fortsetzung von Seite V1

Darstellung der Regierung nur am Rande deutlich. Als letzte Funktion wird in der amtlichen Werbebroschüre darauf hingewiesen, dass der neue Ausweis ein „zuverlässiges Zutrittsmanagement“ zu Werkstätten oder Firmen ermöglicht.

Die Wincor Nixdorf International GmbH wirbt im vorgeschalteten Modellversuch damit, ein System zu entwickeln, das Arbeitnehmern SB-Terminals zur Verfügung stellt. An ihnen sollen sie mit ihrem Personalausweis beispielsweise Urlaub beantragen, ihre Zeitkonten kontrollieren lassen und Schichtpläne abrufen.

Die Banken, Versicherungen und Glücksspielveranstalter, die sich an dem Modellversuch beteiligen, versprechen sich vom neuen Personalausweis „verschlinkte Prozesse“ im eigenen Haus und im Außendienst, eine „effizientere Gestaltung“ des Arbeitsablaufs und „erhöhte Abschlussraten“. Geldinstitute wollen den Ausweis für ein neues Lastschriftverfahren nutzen. Personalausweise sollen Behinderten „rechtsicher und unbürokratisch“ eine „persönliche Budgetverwaltung“ bei Arbeitsverträgen, Zeitrückstellungen und Bevollmächtigungen ihrer Helfer ermöglichen.

Fälschungssicher?

Zehn Jahre dauert die Übergangsfrist, bis alle Bürger den neuen Ausweis haben. Erst danach wird aus der formalen Freiwilligkeit wohl ein faktischer Zwang werden, den amtlichen Ausweis als zentralen Schlüssel für immer mehr Formen sozialer Teilhabe zu nutzen. Dann wird die Freiheit beispielsweise eines Arbeitnehmers, der Öffnung seines Ausweises für den Arbeitgeber zu widersprechen, so groß sein wie seine Freiheit, die betriebsärztliche Untersuchung bei der Einstellung zu verweigern: Er hat dann die Freiheit, aber keinen Job.

Der neue Personalausweis soll schwer zu fälschen sein. Der alte Personalausweis wurde nur selten gefälscht. Er war für Verbrechen syndikate uninteressant. Das wird sich ändern. Die Hersteller von Scheck- und Kreditkarten, die den Verbrechen nur einen vergleichsweise schmalen Zugriff auf das Vermögen ihrer Besitzer erlauben, wissen ein Lied davon zu singen. An versteckter Stelle weisen die Regierungsexperten selbst darauf hin, dass der neue Ausweis – wie eine Scheckkarte – unter keinen Umständen aus der Hand gegeben werden sollte. Bis jetzt ist es insbesondere im Ausland oft üblich, dass der Ausweis beispielsweise in Hotels hinterlegt werden muss. Er dient im praktischen Leben auch als Pfand.

Interessant für Kriminelle

Die Daten aus dem Personalausweis werden im Internet verschlüsselt übertragen. Das ist bei Internetgeschäften auch heute oft schon so, ohne dass es die neuen Formen der Kriminalität nachhaltig eingedämmt hätte. Die Sicherheitsbehörden glauben, mit dem neuen Ausweis auch das Phishing, also das Abschöpfen beispielsweise von Kontodaten verhindern zu können. Das Phishing zu verhindern haben auch andere schon versucht – am Ende meist erfolglos. Je mehr Menschen den neuen Ausweis für private Geschäfte nutzen werden und je häufiger sie ihn nutzen, umso größer wird der Anreiz für Straftäter aller Art, vor allem aber für das organisierte Verbrechen, dessen Sicherheitssysteme zu überwinden.

Wer eine Scheckkarte kauft oder kopiert und deren PIN ausspäht, der kann im schlimmsten Fall ein Konto plündern. Wer einen neuen Personalausweis erbeutet oder sich ein Duplikat verschafft und dessen PIN kennt, der hat Zugriff auf alle Bereiche, die für den Ausweis zugänglich sind. Dies gilt so lange, bis der Inhaber den Ausweis beim Meldeamt oder bei einer Hotline sperren lässt – und sich so gleichzeitig selbst aussperrt, im Zweifel dann auch bei seinem Arbeitgeber.

Doch der Kern des Sicherheitsproblems liegt nicht in der Möglichkeit, den Ausweis zu fälschen oder zu missbrauchen. Je mehr andere Ausweise und Zugangskontrollen der neue Personalausweis ersetzt, je häufiger er zum Schlüssel für soziale Kontakte wird, desto breiter wird die Datenspur, die jeder Bürger bei der Nutzung hinterlässt. Es bedarf längst keiner zentralen Speicherung mehr, um dieser Datenspur folgen zu können – ganz gleich, ob der große Bruder dann ein staatlicher oder ein privater Schnüffler ist.

Schöne neue Welt.



Naomi Leshem ist eine der berühmtesten Fotografinnen Israels.

Foto: privat

Bilder sind wie Kinder

Porträt Naomi Leshem

Soloschau In Israel gehört sie zu den Großen ihres Berufsstandes. Nun hat die Fotografin Naomi Leshem ihre erste Einzelausstellung in Deutschland. Ein Besuch in ihrem Atelier bei Tel Aviv. Von Lea Hampel

Fast liebevoll schaut Naomi Leshem den schlafenden jungen Mann an. „Ich liebe Tests!“, sagt sie. Den Mund hat er leicht offen, die Lippen sind angeschwollen, und obwohl es nur ein Foto ist, hört man ihn beinahe ruhig atmen. Es ist das Porträt eines schlafenden Teenagers, an der Wand in Naomi Leshems Studio. Und es ist nur ein Test, ein kleiner Ausschnitt, den der Mitarbeiter der Druckerei ausgesucht hat, damit Naomi Leshem anhand des Beispiels entscheiden kann, ob ihr der Druck und das Papier zusagen, ob die Farben stimmen und die Auflösung. Die Testbilder sind für Naomi Leshem eines der liebsten Details ihrer Arbeit. „Den Abschnitt hat der Entwickler ausgewählt, er ist zufällig, er zeigt, dass das Ganze Teil eines Prozesses ist.“

Entstehen, Vergehen und das Zwischen-drin, diese Zustände bestimmen von jeher die Arbeit der Fotografin Naomi Leshem. Die zarte Frau zeigt mit ihren kleinen, hellen Händen auf das Testbild neben ihrem Schreibtisch. Fast mädchenhaft wirkt sie mit dem schwarzen T-Shirt, der engen Hose und den Turnschuhen. Dass sie kein Mädchen mehr ist, ist vor allem an ihren Augen zu sehen. Kleine Falten umgeben diese und sind wohl auch in den Momenten entstanden, in denen Naomi Leshem geschmunzelt hat und genickt hat auf die Frage, ob ihr schon öfter gesagt wurde, dass sie nicht nach ihren 47 Jahren aussieht.

Die Veränderung von Dingen, Orten, Menschen im Lauf der Zeit zieht sich durch alle Serien von Naomi Leshem. Für „Way to Beyond“ hat sie Orte besucht, an denen Menschen verstorben oder verschwunden sind und an die ihre Angehörigen regel-

mäßig zurückkehren – ein Becken im Schwimmbad, eine Straße in der Wüste, der See Genezareth im Norden Israels. Die Bilder der Serie „Lizette“ zeigen die Siedlung Ariel, eine der größten Siedlungen im Westjordanland, stets aus der gleichen Perspektive und in den verschiedenen Jahreszeiten. Für „Runways“, ihre zuletzt ausgestellte Serie, hat sie israelische Mädchen, die ihre zwei Jahre in der Armee unmittelbar vor sich hatten, auf den Rollfeldern von militärisch genutzten Flughäfen in ganz Israel fotografiert. Stets befinden sich die Subjekte ihrer Bilder in einer Umbruchsituation, stellen etwas dar, das vergangen ist oder gerade entsteht, oftmals sogar beides.

Nach ihrer Ausbildung an der renommierten Fotografieschule Hadassah hat Naomi Leshem ihr Geld lange mit Architektur- und Interiordesign verdient, vor allem mit Interiordesign. Das ist auch ihrem Haus in Kiryat Ono anzusehen, einer Vorstadt von Tel Aviv. Wohnzimmer und Esszimmer

sind in eindeutigen Farben gehalten, sorgfältig ausgewählte Möbel, die sehr gut zueinanderpassen und im Ensemble dennoch nicht langweilig wirken, stehen unterhalb einiger weniger Bilder aus Naomis verschiedenen Serien.

Hier lebt sie mit ihren beiden Töchtern, 18 und 20 Jahre alt, einem Hund und sechs Katzen. Dass dies ein Frauenhaushalt ist, ohne den vor vielen Jahren verunglückten Ehemann, ist einer der Gründe, warum Naomi Leshem lange keine Interviews gegeben hat. Denn es war dieses Detail an ihrer Biografie, was Reporter lange Zeit am meisten interessierte. Das gefiel ihr nicht, weil sie ihr Privatleben schützt. Und weil es ihr wichtig ist, ihrer Kunst wegen wahrgenommen zu werden und nicht als die fotografierende Witwe.

Lange Zeit machte sie beides nebeneinander – kommerzielle und künstlerische Fotografie. Blickt sie heute auf ihre ersten künstlerischen Gehversuche zurück, sieht sie darin vor allem den Charme der Jugend. „Ich war wie eine grüne Frucht.“ Reif, nur noch Kunst zu machen, fühlte sie sich erst etwa 2005.

Damals hatte sie die ersten Soloausstellungen in Israel hinter sich, ihre Arbeiten waren in New York zu sehen und in der Schweiz, wo ein Teil ihrer Familie herkommt, weil die Familie ihres Vaters während des Holocaust dorthin geflohen ist. „Es war richtig“, stellt sie heute noch fest, wenn sie auf ihre damalige Entscheidung, sich von nun an vollständig der Kunst zu widmen, zurückblickt.

PISTEN UND WEGE

Bühl Im Friedrichsbau im badischen Bühl ist derzeit eine Ausstellung mit Werken von Naomi Leshem zu sehen. „Pisten und Wege“ läuft bis Sonntag, 7. November. Die Schau zeigt Fotografien aus der „Runways“- und der „Lizette“-Serie sowie Teile von „Way to Beyond“.

Schweiz Die Präsentation im Bühler Friedrichsbau ist ihre erste Ausstellung in Deutschland. Ihr Vater floh vor den Nazis in die Schweiz. StZ

Das Leben gab ihr recht, denn letztes Jahr erhielt Leshem die angesehenste israelische Auszeichnung für Fotografie, den Leon-Constantiner-Preis. Anlässlich des Preises zeigte das Tel Aviv Museum of Modern Art ihre „Runways“-Serie. Wie alle ihre Bilder sind die „Runway“-Fotos aufgenommen mit einer Hasselblad 6x6, einer analogen Kamera, die für ihren Einsatz auf dem Mond bekannt ist und einen nostalgischen Ruf hat. Im Gegensatz zu ihren meisten Kollegen arbeitet Naomi Leshem mit analoger Fotografie. Für die Arbeit ist es besonders wichtig, dass Leshem alles im Detail vorbereitet, bevor sie sich an die Arbeit macht. Exakter müsse man sein, betont sie, genau überlegen, was man will.

Auch im Ergebnis empfindet sie analoge Fotografien als schöner. Digitale und analoge Fotografie sind für sie wie CD versus Schallplatte. „Auf der CD ist der Ton sauber. Aber der Klang von Vinyl ist unverwechselbar.“ Dem Bild sehe man an, dass es das Ergebnis eines Prozesses sei, dass dabei Unvorhergesehenes passiert sei und dass dadurch Tiefe entstanden sei. Erst beim späteren Betrachten der Bilder ihrer „Runway“-Serie hat Leshem festgestellt, dass sie die Mädchen in unterschiedlichem Abstand von der Kamera positioniert hat, obwohl ansonsten fast alles streng durchkomponiert ist. „Unbewusst habe ich sie so hingestellt, wie es ihrem Fortkommen entspricht.“ Dass dahinter ein Konzept steckt, betont sie auch durch das Bildformat.

Das Quadrat ist ihr Markenzeichen – „das unterstreicht am besten das Ausschnitthafte der Perspektive“, erklärt sie, „indem ich die rechteckige Sichtweise des menschlichen Auges durchbreche“. Die Mischung aus strengem Konzept und bewusst einkalkuliertem analogem Zufall gibt Leshems Bildern auf den ersten Blick eine Einprägsamkeit, die auch beim fünften Hinschauen noch neue Dimensionen entwickelt. Obwohl dieser Meinung mittlerweile auch internationale Sammler sind und sie eine der erfolgreichsten Fotografinnen Israels ist, arbeitet sie bis heute lieber allein.

Für Assistenten, wie sie große Fotografen meist haben, ist ihr ihre Arbeit zu in-tem. „Es ist ein einsamer Prozess“, sagt sie und trägt die schwere Ausrüstung selbst zu Terminen, die sie auch alleine koordiniert. Seit Jahren unterrichtet sie zudem „persönliche und soziale Fotografie“. Das ist ihr wichtig, um sich nicht nur in der Kunstwelt zu befinden. Sie bekommt von ihren Schülern Meinungen und Inspiration. Einfluss darauf, was aus einem Bild wird, hat der Fotograf ohnehin nur bedingt, davon ist Leshem überzeugt. Fotografien haben ihre eigene Dynamik. „Selbst wenn ich ein Bild so liebe, wie es ist, ist es nie fertig. Sobald es einmal an der Wand hängt, hat es sein eigenes Leben.“ Ihre Bilder sind für Naomi Leshem wie Kinder: nicht perfekt.

„Selbst wenn ich ein Bild so liebe, wie es ist, ist es nie fertig. Es hat sein eigenes Leben.“

Naomi Leshem über ihre Fotografien

Bloß nicht

Rolli Es ist wieder so weit. Der Rollkragenpullover muss aus dem Schrank geholt werden: schwarz, warm, unverzichtbar, ein treuer Begleiter in kalter Zeit. Von Sibylle Thelen

Wir haben ihn nicht vermisst, nicht einmal in diesem Sommer. Wir haben ihn in den vergangenen Monaten keines Blicks gewürdigt, ihn links liegengelassen im Kleiderschrank, seine düster stoische Ausstrahlung ignoriert, die zu bedeuten schien: na warte, meine Zeit kommt bald, ist bisher immer so gewesen! Wir haben so getan, als wüssten wir nicht, dass er dieses Spiel nicht auf Dauer mit sich treiben lassen würde.

Jetzt ist sie da, die kalte Jahreszeit, und prompt hat sich der schwarze Rollkragenpullover seine alte Deutungshoheit zurückerobert. Wie kein anderer wärmt er uns in der ständigen Kälte. Er mimt dabei den edlen, unaufdringlichen Minimalisten, dem nicht anzusehen ist, dass er in Wirklichkeit das Gewand des fantasielosen Faulpelzes ist: Dank seiner genügt ein blinder Griff am Morgen, lange bevor die Sonne aufgeht, und schon überbringt sich die Was- ziehe-ich-denn-heute-nur-schon-wieder-an-Frage wie von allein. Schwarz passt immer, Rolli sowieso.

Der schwarze Rolli ist stets im Dienst. Und weil das selbst ihm zu viel geworden ist, hat er Verstärkung bekommen. Wir zählen inzwischen etwa zehn Gesellen, manche davon sind ziemlich erledigt vom Dauereinsatz, einige gleichen sich fast aufs Haar, und nicht wenige gehören längst in den Ruhestand befördert. Aber an allen sind die aktuellen Modetrends spurlos vorübergegangen, darin gleichen sie sich dann doch. Das verleiht ihnen selbst im schlimmsten Zustand einen Hauch Noblesse. Bis auf weiteres, zumindest bis – na ja – bis Anfang Mai 2011.

Warum ist Kratzen nur so schön?

Die dumme Frage

Juckreiz Wenn es juckt, muss man sich kratzen – bis es blutet. Kein Wunder, denn es ist eine Streicheleinheit für das Gehirn. Von Tanja Volz

Es grenzt an zwanghaftes Verhalten. Wer nur daran denkt, diese Zeilen liest oder jemanden sieht, der es tut, muss sofort zur Tat schreiten – und sich kratzen. Irgendwo am Körper kribbelt es eigentlich immer. In dieser Jahreszeit sowieso, die Haut ist zu trocken, die wolle Strumpfhose zu kratzig, das neue Duschgel die falsche Wahl.

Früher dachte man, der Juckreiz wäre der kleine Bruder des Schmerzes und man müsse durch das Kratzen diesen unangenehm quälenden Schmerzreiz überlagern. Doch dann haben Wissenschaftler vor einigen Jahren Nervenden in der Haut entdeckt, die nur auf Jucken reagieren. Entwicklungsgeschichtlich gesehen macht das auch Sinn, denn zu Zeiten der Jäger und Sammler, als es noch keine Hautausschläge und Neurodermitis gab, wurden diese Nerven unserer Vorfahren nur durch Würmer, Parasiten oder sonstiges gesundheitsgefährdendes Getier gereizt.

Das dann mit einem schnellen Kratzen weggewischt wurde. Ob es der Neandertaler bei dieser einmaligen Handbewegung belassen hat oder ab und zu einmal genussvoll weitergekratzt hat, ist nicht überliefert.



Kratzen lindert zwar kurzfristig, auf Dauer aber ist Cremen besser. Foto: StZ

Der moderne Mensch jedenfalls kratzt sich – meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit – nicht selten bis zum bitteren Ende. Oft quillt schon das Blut aus dem aufgerisselten Insektenstich, aber man macht trotzdem weiter. Weil das befriedigende, wohlige Gefühl fast schon an einen Drogenrausch erinnert.

Es ist schwer, dagegen anzugehen, denn den Befehl zum Kratzen gibt die oberste Schaltzentrale des Körpers, das Gehirn. Einerseits unterbricht das mechanische Schaben auf der Haut die Kommunikation bestimmter Zellen im Rückenmark. Der störenden Juckreiz kommt damit im Gehirn gar nicht mehr an. Andererseits werden hierarchisch hoch angesiedelte Hirnregionen beeinflusst: beispielsweise ein Areal, das mit dem Gefühl der Aversion gegen unangenehme Sinneswahrnehmungen verbunden ist. Zudem scheinen Erinnerungen an frühere erfolgreiche Kratzerlebnisse eine Rolle zu spielen.

Beides zusammen macht aus dem Kratzen ein gefühlsintensives Erlebnis, das man wiederholen muss. Das Gute daran: es hört auch wieder auf, wenn man die Zeitung weglegt und an etwas anderes denkt.